

Charly O.

«Die Heimat lässt einen einfach nicht los»



Charly O., m., geboren 1928, aus Turtmann im Wallis/Schweiz, von 1948 bis 1954 in Basel, seit 1954 in Zürich

Woher kommst du? Ich bin in Turtmann geboren. Ich habe noch einen drei Jahre älteren Bruder. Turtmann ist im Mittelwallis. Es ist ein Strassendorf im Tal, durch das die Kantonsstrasse schnurgerade führt. Mein Elternhaus steht im Zentrum. Es ist ein 450jähriges Haus, das meine Eltern von den Grosseltern übernommen haben. Mein Vater ist nie vom Dorf weggewesen. Sie waren eine grosse Familie mit zehn Kindern, von denen zwei nach Amerika ausgewandert waren. Die anderen blieben in Turtmann.

Was machten deine Eltern dort? Mein Vater hatte mit einem kleinen Lebensmittelladen begonnen. Später konnte er ein Restaurant übernehmen. Dieses kleine Dorfstaurant führten meine Eltern zehn Jahre lang. Nebenbei begann meine Mutter noch mit Möbeln zu handeln. Sie kaufte beispielsweise in Lausanne Occasionsmöbel, brachte sie nach Turtmann und verkaufte sie weiter, ohne sie zu restaurieren. Käufer waren Leute aus dem Dorf und aus der Umgebung, denn es gab in der Nähe keine Möbelfirma. Sie hatte dieses Möbelgeschäft, bis sie starb. Nachdem sie das Restaurant nicht mehr führten, betrieben mein Eltern noch Landwirtschaft.

Welche Erinnerungen hast du an deine Kindheit? Die Kindheit im Dorf war eine schöne Zeit. Es war ein Dorf wie zu Gotthelfs Zeiten. Es gab praktisch nur Bauern. Die Leute begegneten sich ständig auf der Strasse: das richtige dörfliche Leben, das es heute nicht mehr gibt.

Musstest du im Bauernbetrieb mithelfen? Ja, selbstverständlich. Wir hatten nicht das ganze Jahr Schule, sondern nur sechs Monate, und dann sechs Monate Ferien, damit die Kinder in der Landwirtschaft mitarbeiten konnten.

Die einen Arbeiten, etwa den Kuhstall ausmisten, hat man weniger gerne gemacht. Hingegen hatte ich Freude am Umgang mit den Tieren, vor allem mit den Pferden.

Welche Tage waren die Höhepunkte des Jahres? Die hohen Feiertage, zum Beispiel Fronleichnam mit den Fronleichnam-Prozessionen im Dorf. An verschiedenen Plätzen bauten die Leute richtige Altäre auf. Da herrschte immer eine grosse Konkurrenz, wer den schönsten Altar machte. Die Prozession führte zu diesen Altären. Bei jedem wurde praktisch die gleiche Zeremonie durchgeführt. An dieser Prozession machten alle Vereine des Dorfes mit, auch das Militär.

Welche Rolle spielte für dich die Religion? Wir wurden natürlich sehr katholisch erzogen, denn es ist eine katholische Gegend. Meine Mutter war eine sehr religiöse Frau, die sich in der Kirche engagierte. Wir Schüler gingen jeden Morgen um sieben Uhr vom Schulhaus in Zweierkolonnen in die Kirche zur Messe. Später waren wir Altardiener und mussten dem Pfarrer bei der Messe zudienen.

Welche Rolle spielte deine Familie im Dorf? Weil wir ein Restaurant führten und durch den Möbelhandel meiner Mutter kannten wir natürlich viele Leute. Meine Mutter war ein bisschen ein Original. Wenn ich noch heute in ein kleines Walliser Bergdörfchen gehe, erzählt mir plötzlich einer: «Ich habe dazumal von deiner Mutter Möbel gekauft.» Durch das Geschäft waren wir finanziell ein wenig besser dran als ein Bauer oder ein Fabrikarbeiter. Wir gehörten zu den zehn bessergestellten Familien des Dorfes. Der Vater war auch eine Zeitlang im Gemeinderat.

Welche Bücher hattet ihr zu Hause? Ich kann mich nicht an ein Büchergestell erinnern. In der Freizeit sass man zusammen. Man sagte dem «Abendsitz». Man diskutierte, erzählte Geschichten oder Geistergeschichten.

Wie war die Schule in Turtmann? Man ging zuerst etwa zwei Jahre in die Kinderschule. Als man in die erste Klasse kam, konnte man bereits schreiben und lesen, denn in der Kinderschule war nicht gespielt worden, sondern man hatte bereits mit Lernen begonnen. Ab der dritten Klasse wurden Buben und Mädchen getrennt. Der Lehrer hatte schon ab und zu ein wenig Mühe mit uns Buben. Wir hatten einfach Schwierigkeiten, während so langer Zeit im Schulzimmer zu sein, denn wir waren uns an Freiheit, an die Natur gewöhnt.

Ich trat ein Jahr früher aus der Schule aus, denn ich hatte das Gefühl, das letzte Jahr bringe mir nichts mehr. Ich konnte die Abschlussprüfung mit denjenigen, die acht Jahre in der Schule waren, machen. Dann kam ich nach St-Gingolph ins Kollegium.

Das war eine Handelsschule, die auch von französischsprachigen Schülern des Dorfes besucht wurde. Sie wurde von den «Frères Maristes», einer katholischen Bruderschaft, geführt. Ungefähr die Hälfte der Schüler waren Buben aus dem Wallis, die dort waren, um die französische Sprache zu lernen. Diese Schule war sehr streng und katholisch geführt. Der Schulplatz wurde von einer drei Meter hohen Mauer abgeschirmt. Doch die Schule war gut, man konnte dort sehr viel lernen, wenn man das wollte.

Was wolltest du einmal werden? Die Walliser waren ja als Hotelangestellte bekannt. Es gab ein paar sehr bekannte Hotelierfamilien: zum Beispiel «Ritz» oder «Seiler» in Zermatt. Ich und meine Eltern hatten die Idee, dass ich Koch lernen und dann später ins Hotelfach wechseln könnte.

Was für ein Verhältnis hattet ihr zu den französischsprachigen Wallisern? Ein gutes. Man hatte immer ein bisschen Kontakt mit den angrenzenden welschen Dörfern, und viele junge Walliser gingen nach der Schule irgendwohin, um die französische Sprache zu lernen. Nachher hat man davon profitiert, weil man ja nahe an der französischen Grenze wohnte und mit den Französischsprachigen privat oder geschäftlich immer ein wenig Kontakt hatte.

Wie war das Verhältnis zu den Italienern? Viele Italiener wanderten über den Simplon ins Wallis ein: hauptsächlich während der Zeit, als der Lötschbergtunnel gebaut wurde. Viele blieben dann im Wallis, die vielen italienischen Namen zeugen davon. Als die Italiener ins Wallis kamen, wirkte sich das auch auf den Baustil aus. In Turtmann gibt es einige Häuser, die einen typisch italienischen Baustil haben und in der Zeit gebaut worden waren, als die Italiener ins Oberwallis kamen. Die Italiener kamen als Arbeitskräfte. Mit der Zeit nahmen einige auch wichtige Positionen im Wallis ein: Sie gründeten etwa Firmen. Eine war die Firma «Dulio-Cerutti». Sie handelte mit Südfrüchten und Teigwaren. Wenn Tullio von Brig mit seinen italienischen Produkten kam, war das in meiner Jugend immer ein Ereignis, denn er kam mit seinem Lastwagen voller Bananen und Orangen usw., während wir nur Äpfel, Birnen und Nüsse hatten.

Was hast du nach der Handelsschule gemacht? Ich kam nach Hause. Ich fragte mich: Was nun? Da wir dazumal Landwirtschaft betrieben, hiess es: «Jetzt, da du bereits Französisch gelernt hast, könntest du nach Châteaufort (bei Sitten) an die Landwirtschaftliche Schule.» Ich absolvierte also die Landwirtschaftliche Schule in französischer Sprache: zwei

Winter und einen Sommer. Ich hätte danach zu Hause als Landwirt arbeiten können. Quasi unter meinen Eltern, aber das ging nicht so gut. Ich hörte, dass die PTT Personal suchte. Ich machte in Brig eine Prüfung. Ich entschied mich dann, nach Basel zu gehen. Wir, sechs Kollegen aus dem Oberwallis, reisten zusammen nach Basel, um bei der PTT zu arbeiten.

Ich hatte ein Kofferchen dabei, wahrscheinlich mit einem Paar Hosen, einer Jacke, Socken und Unterwäsche drin. Mein erstes Zimmer befand sich an der Frobenstrasse bei einer Familie in einem Einfamilienhäuschen, ganz in der Nähe des SBB-Bahnhofs. Ich arbeitete in der Transitpost, jener Post also, die mitten im Bahngelände des SBB-Bahnhofs Basel steht, und wo die Post in die verschiedenen Länder weitergeschickt wird. Bei dieser Post blieb ich ungefähr fünf Jahre.

Wie war das Leben in Basel? Ich fand mich eigentlich sehr schnell zurecht. Ich lebte immer in einem Zimmer, man konnte sich ja dazumal keine Wohnung mieten. Das Zimmer kostete jeweils 35 Franken im Monat. Man gehörte ein wenig zur Familie, bei der man wohnte, und fühlte sich bald heimisch und wohl. Doch ein wenig kam ich mir auch wie ein Fremdarbeiter vor. Ich hatte auch dieses Gefühl: «Ich komme ja nur hierher, um zu arbeiten. Sonst brauchen sie mich nicht.» Du hast gewusst: Ich bin einfach da. Als Arbeiter, als Fremdarbeiter, fertig, Schluss.

Haben die Basler dein Walliserdeutsch verstanden? Ich hatte keine grossen Probleme damit. Ich bin relativ anpassungsfähig und passte mich bald auch sprachlich ein bisschen an. Während kurzer Zeit war ich Mitglied des Walliser-Vereins in Basel. Sonst hatte man seine Stützpunkte, seine Treffpunkte. Wir waren ja zu sechst gegangen und hielten den Kontakt aufrecht. Wir halfen einander, wenn es Probleme gab, und verbrachten die Freizeit miteinander.

Da ich ein leidenschaftlicher Tänzer war, ging ich ab und zu zum «Thé dansant», einer Nachmittagsveranstaltung in einem Basler Dancing. Wenn man Schicht gearbeitet und am Nachmittag frei hatte, war das möglich. Es kamen Mädchen und Burschen, um miteinander zu tanzen: hauptsächlich Swing. Meine spätere Frau lernte ich an einem solchen «Thé dansant» kennen. Sie war während der Kriegszeit aus einem Bergdörfchen in Italien in die Schweiz gekommen und geblieben. Sie arbeitete nun in der Nähe, wo ich wohnte, als Coiffeuse. Da sie als Kind nach Walenstadt gekommen war, sprach sie Oberländerdialekt. Wir heirateten dann im Herbst 1955, nachdem ich in Zürich die Polizeirekrutenschule beendet hatte.

Wie war deine finanzielle Situation während der Zeit in Basel? Ich lebte ziemlich spartanisch. Ich verpflegte mich teilweise in der sogenannten «Milchküche», die es in jedem Bahnhof gab. Sie war sehr günstig, man bekam dort für 1.20 Franken ein Mittagessen. Eine Zeitlang wohnte ich in Basel in der welschen Pension «Gagg». Auch dort kostete eine Mahlzeit zwischen 1.20 Franken und 1.50 Franken. Es gab Tage vor dem Zahhtag, an denen man überhaupt kein Geld mehr hatte. Ich kaufte mir einfach einen Liter Milch und ein «Pfünderli» und verteilte das auf die zwei Tage vor dem Zahntag.

Wie ging es nach der Post weiter? Die SBB suchten Kondukteurlehrlinge. Ich machte diese Lehre und arbeitete nachher noch ein Jahr als Kondukteur. Der Lohn betrug 380 Franken pro Monat. Das war nur ein bisschen mehr als bei der Post, aber man hatte doch eine kleine Möglichkeit, sich zum Zugführer hinaufzuarbeiten. Doch als lediger Kondukteur konnte man jederzeit an einen anderen Ort versetzt werden. Innert zwei Tagen wurde man zum Beispiel vom Platz Basel nach Olten versetzt. Nach zwei Tagen hat man einfach den gleichen Dienst in Olten aufnehmen müssen. Und du musstest dir dort irgendwie ein Zimmer suchen. Und plötzlich hiess es, ich müsse in Arth-Goldau arbeiten gehen. Ich bin dann öfters umgezogen und hörte in Zürich, dass man hier Polizisten suche. Ich machte zwei Prüfungen, und dann konnte ich eigentlich mit der Polizeirekrutenschule anfangen. Erst dann reichte ich bei den SBB die Kündigung ein. Der oberste Boss des Kreises 2 der SBB liess mich noch nach Luzern kommen. Er sagte, ich solle mir gut überlegen, was ich mache, denn zurück könne ich nicht mehr. Ich überlegte es mir bis zum letzten Tag. Es gab Züge, die einen Briefkasten hatten. In den letzten Zug, der abfuhr, warf ich die Kündigung ein.

Anfang Oktober 1954 rückte ich in der sogenannten «Blüemlihalle» im Zürcher Amtshaus 1 ein. Wir waren fünfzig Mann. Zu meiner Überraschung traf ich dort ein paar Kollegen, unter anderem einen Kondukteur, den ich von Basel her kannte.

Das Zürcher Leben spielte sich anfänglich praktisch nur in der Kaserne ab, das heisst im Amtshaus 1 und im Amtshaus 3. Im vierten Stock war die Kaserne, wo die Polizeirekruten lebten. Man hat dort geschlafen, man wurde dort verköstigt. Im «Sihlhölzli» übten wir unsere sportlichen Tätigkeiten aus. Dann gab es noch den Schiessplatz.

Wie war das in der Polizeikaserne? Am Anfang war es schon sehr ungewohnt. Es war manchmal auch sehr schwierig, die Stunden im Theoriesaal auszuhalten. Zwischendurch hatten wir Turnstunden, Schwimmunterricht, Schiessen, so dass wir doch wieder hin und wieder ins Gelände

hinaus kamen. Nach der Rekrutenschule heirateten wir in Turtmann. Mein Bruder organisierte die Hochzeit. Meine Frau wurde sehr herzlich aufgenommen. Ihr einziges Problem war, wie sie sagte: «Den ganzen Tag haben alle Leute auf mich eingeredet, und ich habe kein Wort verstanden.»

Wo habt ihr euch als junges Paar in Zürich angesiedelt? Bevor wir heirateten, meldete ich mich bei etwa zehn verschiedenen Baugenossenschaften an. Von zwei bekam ich Offerten, eine in Schwamendingen und eine in Affoltern. Ich entschied mich für Affoltern. Wir mussten ganz sachte anfangen. Am Anfang hatten wir noch nicht alle Möbel. Wir hatten zum Beispiel noch keine Betten, die Matratzen lagen auf dem Boden, und das Radio stand auf einem Apfelharass. 1956 kam die erste Tochter zur Welt, 1960 die zweite und 1962 die dritte. Wir hatten auch bald Kontakt mit der Nachbarschaft. Die meisten Nachbarn waren auch Zugezogene aus verschiedenen Regionen der Schweiz. Affoltern war damals ein ganz neues Quartier, das sich aus einem kleinen Bauerndörfchen entwickelt hatte.

Wie spielte sich der Kontakt mit der Nachbarschaft ab? Man traf sich auf der Strasse, beim Metzger, im kleinen Laden. Und da meine Frau Coiffeuse war, begann sie, den Kindern die Haare zu schneiden. Das sprach sich dann herum. Mit der Zeit war sie die Kindercoiffeuse des halben Quartiers. Das spielte sich im privaten Rahmen ab. Oder man ging abends einmal zu irgendeiner Familie, und sie schnitt den Leuten die Haare. Dann kamen die Nachbarn auch noch dazu. Wir haben uns sehr rasch integriert. Ich nahm bald auch Kontakt mit Vereinen auf. Ich war in zwei Turnvereinen, Passivmitglied in einem Musikverein, wir hatten auch zur Kirche Kontakt.

Gab es Berührungspunkte mit den Zürchern? In unserem Quartier nicht viele, da ja die meisten von auswärts kamen. Es gab sie höchstens während des Dienstes.

Auf welcher Polizeistelle hast du gearbeitet? Nach der Rekrutenschule kam ich zuerst auf die Kreiswache 11 und später auf den Posten Schwamendingen. In jener Zeit entwickelte sich Schwamendingen sehr rasant. Die Leute strömten von überall her nach Schwamendingen, und das gab viele Probleme, indem diese Leute – Schweizer aus allen möglichen Landesgegenden – aufeinanderprallten. Dann war ich ein Jahr lang auf der Kreiswache 7, in den sogenannten besseren Kreisen. Danach trat ich zur motorisierten Verkehrspolizei über und war viereinhalb Jahre lang Motorradfahrer. Schliesslich konnte ich einen Einführungskurs bei der Kriminalpolizei

machen und kam dann zur Kripo ins Detektivbüro. Später war ich eine Zeitlang Revierdetektiv im Kreis 5, wechselte dann zur Gewerbepolizei, wo ich bis zur Pensionierung blieb.

Mit welchen Problemen wurde man als Polizist in Schwamendingen konfrontiert? Vor allem mit Familienproblemen. Etwa für eine junge Familie aus irgendeinem Dörfchen in der Innerschweiz war das eine völlig neue Welt. Sie hatten vorher einen ganz anderen Lebensstil und mussten sich nun an einen neuen gewöhnen. Plötzlich gab es familiäre Probleme, finanzielle Probleme, Probleme mit den Nachbarn. Warum? Auf dem Land hatten sie vielleicht in einem Häuschen mit Garten gelebt und in Schwamendingen nun in einem 21stöckigen Haus, in welchem 50 oder 60 Familien verschiedener Herkunft wohnten. Das führte automatisch zu Problemen. Familienstreitigkeiten waren dazumal praktisch unser tägliches Brot. Da telefonierte uns zum Beispiel jemand und sagte, ein Mann bedrohe seine Frau mit dem Karabiner. Man fuhr mit dem Velo hin und schaute, was passiert war. Man wusste nie genau, was einen erwartete. Meistens ging es harmlos aus. Man musste einfach versuchen, diese Konflikte irgendwie zu lösen, mit diesen Leuten zu reden und sie zu besänftigen. Oder man musste den Mann auf den Posten mitnehmen, bis er sich beruhigt hatte. Oder stundenlang predigen. Mit der Zeit kam man sich manchmal vor wie ein Pastor.

Wie hast du hier in Zürich angefangen, deine Kontakte zu Wallisern aufzubauen? Wenn man Kontakt zu Wallisern suchte, ging man in die Walliser Restaurants. Das bekannteste war das «Jakobstübli» im Kreis 4, ein kleines Beizchen mit etwa vier, fünf Tischchen. Dort trafen sich hauptsächlich die jungen Walliser aus allen möglichen Gegenden des Wallis. Auf den Walliser-Klub machte mich ein ehemaliger Präsident aufmerksam. Der Klub hatte seinen Stamm im Restaurant «Stauffacher». Ich ging dann dorthin. Als ich feststellte, dass es in diesem Verein noch andere Leute aus Turtmann gab, trat ich ihm bald bei. Zeitweise war ich im Vorstand, zeitweise auch Präsident. In Zürich gab es damals drei Walliser Vereine. Durch das Organisieren von Anlässen hatte man auch mit den Behörden zu tun. Während ich im Vorstand war, erlebte ich eine recht interessante und bewegte Zeit. Ich versuchte auch, den Kontakt zu den welschen Vereinen zu fördern.

Wie sieht es mit dem Nachwuchs in den Walliser Vereinen aus? Problematisch. Unser Verein ist, wie praktisch die meisten Vereine in der Stadt Zürich, überaltert. Wenn heute ein Walliser nach Zürich kommt, geht er nicht mehr in die Fremde. Er kann ja jedes Wochenende nach Hause fahren. Als wir nach Zürich kamen, fuhren wir vielleicht jedes halbe oder ganze Jahr einmal

nach Hause. Und wir fühlten uns in der Fremde. Heute ist das nicht mehr so.

Ins Restaurant «Stauffacher» kamen früher auch Walliser, die keine Arbeitsstelle hatten. Sie waren einfach nach Zürich gekommen und hofften, hier Arbeit zu finden. Der Walliser-Klub schrieb sogar verschiedene Baufirmen an und empfahl ihnen Walliser als Arbeiter. Bis sie ihren ersten Lohn bekamen, konnten sie vielleicht bei einem Kollegen übernachten und etwa zwei oder drei Wochen gratis im «Stauffacher» essen. Mit dem ersten Zahntag konnten sie dann ihre Schulden bezahlen. Der Klub hatte also auch soziale Aufgaben. Der Zürcher Walliser-Klub war auch im Wallis bekannt. Es kam hin und wieder vor, dass sich arme Familien im Wallis an den Klub wandten und dass der Walliser-Klub Zürich Familien dort finanziell unterstützte.

Wolltest Du je ins Wallis zurückkehren? Nein, nachdem ich eine Familie hatte und meine Arbeitsstelle, stellte sich diese Frage nie mehr. Die Möglichkeit, dort eine ähnliche Stelle in einer ähnlichen Position zu finden, war klein. Es stand auch nie zur Diskussion. Aber ich habe auch heute noch sehr gute Kontakte zum Dorf. Ich mache auch dort in verschiedenen Vereinigungen mit.

Und nach der Pensionierung? Nein, weil ja die Kinder und Enkelkinder hier sind, mit denen wir in sehr engem Kontakt stehen. Wir sind überdies hier sehr gut integriert, und wir wohnen gerne in Zürich.

Als was fühlst du dich heute? Als Walliser, als Zürcher oder als Schweizer? Ich fühle mich natürlich immer noch hundertprozentig als Walliser. Wenn ich jeweils nachts im Bett liege und träume oder studiere, dann habe ich immer noch das Gefühl, ich sei eigentlich nur vorübergehend in Zürich – einfach um zu arbeiten. Und ich würde dann irgendwann einmal wieder zurückgehen. Obwohl das wahrscheinlich nicht passiert. Die Heimat lässt einen einfach nicht los. Sie ist relativ weit entfernt, aber trotzdem irgendwie da.

Was braucht es, damit sich die verschiedenen Kultur- und Sprachgruppen in der Stadt Zürich einigermaßen vertragen? Zürich hat einen sehr grossen Anteil an Ausländern. Das ist an und für sich keine Gefahr. Aber man müsste die verschiedenen ethnischen Gruppierungen gut verteilen und aufpassen, dass keine Ghettos entstehen. Man soll diese Leute nicht zur Integration zwingen, aber einen sanften Druck ausüben, indem man darauf schaut, dass sich die Angehörigen verschiedener Ethnien nicht zu sehr zusammenballen. Denn dadurch ginge der Wille, sich zu integrieren, verloren. Dieses Problem sehe ich auch unter den Wallisern. Sie haben eigentlich keine grosse Mühe,

sich zu integrieren. Aber wenn die Leute immer nur unter sich sind, kommt es nicht zur Integration. Die Integration findet statt, indem man sich mit den anderen Gruppierungen, mit denen man zusammenlebt, vermischt und ihre Kulturen kennenlernt.

Eine Barriere ist auch die Sprache. Wer hier nicht Deutsch spricht, kann sich nie richtig integrieren, weil er mit seinen Nachbarn nicht kommunizieren kann. Man sollte versuchen, den Leuten – hauptsächlich den älteren Leuten, die zu uns in die Schweiz kommen – beizustehen, damit sie die Sprache lernen können. Bei den jungen Leuten ist es kein Problem, sie lernen die Sprachen schnell. Und dadurch sind sie auch schnell integriert.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)